

**Erstveröffentlichung ZEIT ONLINE**  
Protokoll: Friederike Oertel, Hamburg  
27. März 2020, 22:15 Uhr

## **Rettungssanitäter: "Wo sind die Proben, die wir gestern genommen haben?"**

Christopher Hoyer ist Rettungssanitäter beim Deutschen Roten Kreuz in Hamburg. Jetzt nimmt er fast pausenlos Corona-Abstriche. Protokoll einer Woche

Mittwoch, 18. März

Ich bin Rettungssanitäter. Eigentlich versorge ich Schwerverletzte nach einem Verkehrsunfall, fahre Krankentransporte. Jetzt nehme ich Abstriche. Es ist nicht die Tätigkeit, die mich herausfordert. Es sind die Dimensionen. Heute habe ich mit einer Kollegin Abstriche bei 40 Mitarbeitern von Polizei und Feuerwehr genommen; alles Rückkehrer aus einem Risikogebiet. Die Szenerie war ungewöhnlich, das Bild werde ich so schnell nicht vergessen. Neben mir steht meine Kollegin, wir beide mit Mundschutz und Kittel, in unseren Händen Wattestäbchen und Röhrchen, vor uns eine Schlange Autos, die auf uns zurollen. Einer nach dem anderen kurbelt das Fenster runter. "Hallo", sage ich jedes Mal und versuche, in den Gesichtern der Menschen zu lesen, wie es ihnen geht und was sie gerade brauchen. Die einen sind ernst, die nächsten haben Fragen und wieder anderen hilft es, wenn ich einen Witz mache. Ich konzentriere mich auf jeden einzelnen Menschen. Die Wattestäbchen sind etwa 20 Zentimeter lang. Ich schiebe sie tief in Rachen und Nase und streiche über die Schleimhaut. Die Probe verstaue ich in einem sterilen Röhrchen, klebe einen Barcode mit den Patientendaten darauf und lege sie in eine weitere Plastikhülle. Später bringen wir die Röhrchen ins Labor. Die lange Schlange blende ich aus. Früher habe ich Kampfsport gemacht. Vor einem Wettkampf habe ich immer diesen Tunnelblick bekommen. Ich funktioniere dann einfach. So fühle ich mich jetzt wieder: wie vor einem Wettkampf.

Donnerstag, 19. März

Heute waren es mindestens doppelt so viele Tests, aber ich habe längst aufgehört zu zählen. Es wird mehr, aber dafür werde ich routinierter. Ich denke immer noch wenig nach, arbeite einfach ab. Zwischendurch erlebe ich Momente, die mir nahe gehen. Da war ein junger Mann, der hat sich Sorgen um seine Schwiegermutter gemacht. Die alte Frau hat Krebs. Er hat sie vor zwei Wochen nach Hamburg geholt, um sich um sie zu kümmern. Ich musste ihm sagen: "Geh nicht zu ihr, geh sie nicht besuchen." Das war hart, es hat mir richtig weh getan. Ich werde in diesen Tagen immer öfter zum Gesprächspartner für die Menschen, die sonst niemanden haben. Aus den geplanten zwei Minuten für den Abstrich werden zehn. Ich spüre Angst und Verunsicherung, aber auch Dankbarkeit. Die Menschen verstehen zum ersten Mal, dass ich nicht Rettungssanitäter geworden bin, weil ich nichts anderes kann, sondern weil ich es gerne mache und weil es wichtig ist. Das ist ein schönes Gefühl.

Freitag, 20. März

Es ist 5.30 Uhr, mein Wecker klingelt. Ich stehe auf, mir wird übel. Bitte nicht, denke ich und messe Fieber. Nichts, nicht einmal erhöhte Temperatur. Ich gehe duschen, will Zeit gewinnen. Doch die Übelkeit bleibt. Ich spüre genau in mich hinein. Ist da vielleicht ein Kratzen im Hals? Fiebermessen gehört zu meiner täglichen Routine. Jetzt tauchen in meinem Kopf bange Gedanken auf: Was, wenn ich mich infiziert habe? Dann müsste unser

Büro geschlossen werden, vom Führungsstab bis in die Geschäftsführung, vom Leiter des Fuhrparks bis zur IT. Was bedeutet das für das Deutsche Rote Kreuz? Was für mich? Für meine Frau? Was ist mit meinem Vater, 70 und vorerkrankt? Ich warte, setze mich aufs Bett, schreibe meinem Chef eine SMS: "Ruf mich an, sobald du auf Arbeit bist." Der Rückruf kommt sofort. "Bitte sag mir, dass es dir gut geht und dass das ein Scherz ist." Ich messe erneut Fieber. Die Temperatur ist unverändert niedrig. Ich atme auf, bin erleichtert. Wahrscheinlich habe ich das Abendessen nicht vertragen. Zu Hause bleiben muss ich trotzdem, auch wenn es mir extrem schwerfällt. Ich ärgere mich, dass ich nicht einsatzfähig bin. Und so beginnt mein Tag auf der Couch im Homeoffice. Mein Handy klingelt ununterbrochen. Die Kollegen haben Fragen: Wo liegen die Proben, die wir gestern Abend genommen haben? Wer betankt das Auto? Wie genau müssen die Barcodes auf die Probenröhrchen geklebt werden? Leute auf der Straße haben Fotos von uns gemacht – dürfen die das? Ich selbst darf nicht auf die Straße. Zu Hause auf der Couch rücken plötzlich neue Fragen und Sorgen an mich heran. Ich denke an meine Familie, meinen Vater, meine Tante, meine Frau. Ich denke an unser Gesundheitssystem: Schon jetzt werden Probenröhrchen, Mundschutz und Schutzkittel knapp. Ich denke an Italien und frage mich die ganze Zeit: Wann ist bei uns der Scheitelpunkt erreicht? Kommen wir auch an den Punkt, an dem unser Gesundheitssystem das nicht mehr tragen kann?

Samstag, 21. März

Es tut gut, wieder zu arbeiten. Ich verliere mich weniger in Gedanken und konzentriere mich auf das, was vor mir liegt. Heute ist die Zahl der Tests zum ersten Mal nicht weiter angestiegen, sie stagniert auf einem hohen Niveau. Liegt es daran, dass Wochenende ist oder haben wir den Höhepunkt erreicht? Die Abstriche erledige ich mittlerweile routiniert. Ich bin weniger angespannt und aufgeregt, einzelne Momente und Begegnungen verschwimmen. Die Ausnahmesituation ist zum Alltag geworden. Auch die Menschen, die wir testen, erscheinen mir ruhiger, weniger panisch. Ich staune, wie anpassungsfähig wir sind – jeder Einzelne von uns, aber auch die Gesellschaft. Was gestern noch undenkbar erschien, haben wir heute akzeptiert und richten unser Handeln danach. Ich war zwischendurch im Supermarkt, habe Abstand zu den anderen Menschen gehalten. Plötzlich drängt eine Frau an mir vorbei, uns trennen nur wenige Zentimeter. Ich trete zurück und sehe im nächsten Moment auch in ihrem Gesicht einen erschrockenen Ausdruck. Das war seltsam. Wir verändern uns gerade alle.

Sonntag, 22. März

Ich habe zwölf Stunden geschlafen. Den Tag auf der Couch verbracht: Netflix, Playstation, Pizza. Da habe ich zum ersten Mal gemerkt, wie müde und erschöpft ich bin. Die Woche war anstrengend, und die nächste wird es wieder. Noch vor einer Woche habe ich nicht gedacht, dass wir so schnell an den Punkt kommen, an dem wir jetzt stehen – dass die Zahl der Infizierten so rasant steigt und wir an die Grenzen unserer Kapazität kommen. Keine Ahnung, was mich morgen erwartet. Ich habe Sorge, dass es schlimmer werden könnte, dass der Rückgang der Zahlen einzig dem Wochenende geschuldet ist. Das macht mich nervös. Auf der anderen Seite haben wir dazugelernt. Wir wissen inzwischen, welcher Test in welches Labor gebracht wird und wie genau der Barcode auf dem Röhrchen kleben muss. Wir haben Dinge geschafft, die wir uns bis vor Kurzem nicht einmal vorstellen konnten. Das macht mich stolz. Und das gibt mir Hoffnung.

Montag, 23. März

Was für eine Erleichterung! Die Zahl der Tests ist nicht explodiert. Dafür hat sich etwas anderes verändert: Viele der Leute, die wir testen, zeigen Symptome. Einige husten, andere haben ein fiebriges Gesicht und glasige Augen. Die Krankheit wird sichtbar. Diese Menschen sind ungeduldiger, ihre Fragen dringlicher: Wann kommt das Testergebnis? Was bedeutet das für mich und meine Familie? Ich kann sie verstehen. Trotzdem will ich keine falschen

Hoffnungen wecken. Ich spreche Klartext: Bis die Ergebnisse da sind, vergehen oft 48 Stunden, manchmal mehr. Die Labore kommen mit der Auswertung nicht hinterher. Die Krankheit ist inzwischen allgegenwärtig. Mein Team und ich verbringen unsere Mittagspause nun allein, in einem abgesonderten Raum, und nicht mit den Kollegen auf der Wache. Wir haben Anweisungen erhalten: Nur eine Person darf sich in der Umkleidekabine aufhalten, nicht mehr als zwei Personen auf einmal in der Küche. Wir Rettungssanitäter bezeichnen uns selbst als "fahrendes Volk", wir umarmen uns zur Begrüßung und teilen unser Mittagessen. Die Maßnahmen sind natürlich richtig. Trotzdem ist diese sterile Arbeitsatmosphäre ungewohnt. Mir fehlt die Nähe, das Miteinander.

Dienstag, 24. März

Schlechte Nachrichten verbreiten sich im Team besonders schnell: Sechs meiner Kollegen hatten Kontakt zu Patienten, bei denen später Corona nachgewiesen wurde. Die Kollegen wurden getestet. Mein Chef rief sofort an: "Hattet ihr Kontakt zu den Kollegen?" Ich gehe in Gedanken die letzten Tage durch, fahre die Strecke noch einmal ab. "Nein", sage ich. Ich hatte Glück, die Kollegen auch, bisher ist keiner positiv. Die Frage ist nicht, ob ich mich anstecken werde, die Frage ist: wann. Mit wachsender Sorge beobachte ich den überall schrumpfenden Bestand an Schutzausrüstung. Ich werfe einen Blick in den Materialschrank, in dem Atemmasken, Schutzkittel und Handschuhe lagern. Ich frage unseren Lageristen und schaue im digitalen Lagersystem nach. Noch haben wir genug, doch es gibt Lieferengpässe und der Bestand wird jeden Tag kleiner.

Mittwoch, 25. März

Das Wichtigste ist, Kettenreaktionen zu verhindern. Deshalb waren wir heute wieder auf der Polizeiwache. Ein Polizist wurde positiv getestet, also muss die gesamte Hundertschaft überprüft werden. Arbeit für einen Tag. Wir wollten gerade gehen, hatten schon zusammengepackt, da kam Hamburgs Innensenator, Andy Grote, um sich nach der aktuellen Lage zu erkunden. Ich finde es gut, dass die Politik jetzt hinschaut, nachfragt und Hilfe anbietet. Ich hoffe, dass wir auch nach der Krise nicht vergessen werden, dass die Politik endlich bessere Arbeitsbedingungen schafft und für eine bessere Bezahlung sorgt. Immerhin einen Lichtblick gab es heute: Am Abend rief die Leitstelle des Deutschen Roten Kreuzes an, um mir zu sagen, dass unsere Lieferung mit Schutzkleidung eingetroffen ist. Das ist zwar nur ein Tropfen auf den heißen Stein, aber es ist ein Anfang.